

KLASSIK

Auch jenseits der MaerzMusik erklingt Musik unserer Zeit, und man kann wählen zwischen kinderleicht und kompliziert. Daneben wird ein wahrer Klassiker des 20. Jahrhunderts neu entdeckt

Das Cello als gebrochener Held

Die programmatischen Extrempositionen der nächsten Woche folgen unmittelbar nacheinander: Am Montag spielt Michael Wendenberg sämtliche Klavierwerke von Pierre Boulez, am Dienstag führt das Konzerthaus „Adam's Passion“ von Arvo Pärt und Robert Wilson auf. Die Informationsmenge, die Boulez in eine halbe Minute seiner 2. Klaviersonate packt, reicht bei Pärt locker für einen ganzen Abend. Aber entsprechend durchgeprügelt kommt man aus so einem Boulez-Konzert auch heraus. Auf jeden Fall ist es wichtig, diese Musik aufgeführt zu sehen: Wenn man die permanenten Oberkreuzungen der Hände auf den Tasten nicht sieht, versteht man gar nicht mehr, welcher Ton zu welchem Bewegungszug gehört.

Die Musik von Pärt verlangt nach solcher Visualisierung nicht, sie erschließt sich, zumal nach ihrer geradezu filmmusikalisch zu nennenden Abkehr von der reinen Lehre des Tintinnabuli-Stils, sofort. Auch visuelle Assoziationen sind entbehrlich, Robert Wilson ist zudem ein Regisseur, der Pärts Ästhetik der minimalistischen Langsamkeit vielleicht schon zu nahe steht, um der Musik etwas entgegenzusetzen. Aber wenn sich zwei Kultkünstler für ein Projekt zusammenschließen – die Uraufführung fand vor drei Jahren in Pärts Geburtsstadt Tallinn statt –, kann unter kommerziellen Aspekten eigentlich nichts schiefgehen. Wilson erzählt Vokal- und Instrumentalwerke von Pärt, darunter den Geniestreich „Tabula rasa“, als Geschichte der Mensch-



Peter Uehling will Musik hören und keine Interpreten. Im Berliner Musikleben sucht er nach Veranstaltungen, die musikalische Erfahrungen bieten könnten – neuartige, begeisternde, interessante oder herzerwärmende. Sie können sich bei den Berliner Philharmonikern ankündigen oder in Berliner Kirchen. Ob sie sich tatsächlich einstellen, ist allerdings eine Frage des Glücks

heit und ihrer Katastrophen – mit weniger sollte man sich auch nicht zufriedengeben.

Sergej Prokofjew saß inmitten einer der großen Katastrophen des letzten Jahrhunderts, der Sowjetunion, als er angeregt durch die Begegnung mit Mstislaw Rostropowitsch die Symphonie concertante für Violoncello und Orchester schrieb, eines seiner letzten Werke. Immer häufiger war ihm bedeutet worden, dass seine Musik nicht den Standards der kulturministerialen Oberaufsicht entsprach und unerwünscht war. In dieser Cello-Symphonie griff Prokofjew auf sein zwölf Jahre zuvor uraufgeführtes Cello-Konzert zurück, das ein Misserfolg war und auch Prokofjew selbst nicht sonderlich gefiel. Er arbeitete es um zu einem riesigen Tongedicht, in dem das Cello als gebrochener Held durch eine erstaunlich instrumentierte Orchesterlandschaft wandert.

Hier und da wird Resignation hörbar, aber noch immer viel Aggression – für das Variationsfinale hat Prokofjew einen alternativen Schluss zur Vorlage bei der Zensurbehörde geschrieben.

Gespielt wird das Werk nicht von einem der beiden in Berlin gastierenden russischen Orchester: Die Moscow Virtuosi mit Mischa Maisky spielen heute die Rokoko-Variationen von Tschaikowsky, das Orchester des Mariinsky-Theaters unter Valery Gergiev haben am Donnerstag als Heimatmusik Tschaikowskys Sechste dabei. Nein, das Rundfunk-Sinfonieorchester unter Thomas Sondergard

spielt die Symphonie concertante als Teil eines reinen Prokofjew-Programms. Wolfgang Emanuel Schmidt ist der Solist. Daneben erklingen eine Suite aus der „Liebe zu den drei Orangen“ und die Siebente Symphonie, ein mildes Spätwerk, das aber nicht weniger melodisch ist als die Fünfte, die neben der „Classique“ über Jahrzehnte die einzige Prokofjew-Symphonie war, der man im Konzert begegnen konnte.

Nicht erst, seit Tugan Sokhiev mit dem Deutschen Symphonie-Orchester eine Prokofjew-Initiative startete, hat sich daran etwas geändert: Pianisten spielen plötzlich das schwerblütige Zweite und nicht nur das glänzende Dritte Klavierkonzert. Nach dem „Feurigen Engel“ in der Komischen Oper wird die Staatsoper Unter den Linden in der nächsten Saison „Die Verlobung im Kloster“ aufführen. Nachdem Schostakowitschs Musik im Westen als wesentlicher Ausdruck des 20. Jahrhunderts rehabilitiert wurde, ist es Zeit, auch Prokofjew aus der Sowjet-Ecke zu holen. Wen schert es, dass Pierre Boulez ihn als mediokres Talent einschätzte? Die schöneren Melodien sind jedenfalls Prokofjew eingefallen...

Prokofjew: 25. 3., 16 Uhr, Philharmonie, Herbert-von-Karajan-Str. 1

Boulez: 26. 3., 19.30 Uhr, Pierre-Boulez-Saal, Französische Str. 33 D

Pärt/Wilson: 27., 28. & 29. 3., 20 Uhr, Konzerthaus am Gendarmenmarkt